

Interview mit Duygu Karatas

Sakine Esen Yilmaz: Kannst du ein wenig über dich erzählen? Wo und wann bist du geboren und wo hast du in der Türkei studiert?

Duygu Karatas: Ich wurde 1985 in Soma, einem Landkreis der Provinz Manisa in der Türkei, geboren. Nachdem ich meine Grundschulzeit in Soma abgeschlossen hatte, besuchte ich dort die Soma Anadolu Lisesi. Später bestand ich die Aufnahmeprüfung für die Aydın Fen Lisesi, ein auf Mathematik und Naturwissenschaften spezialisiertes Gymnasium und verbrachte meine Gymnasialzeit als Internatsschülerin in Aydın. Mein Studium absolvierte ich anschließend in Ankara an der Middle East Technical University (ODTÜ) im Fach Betriebswirtschaftslehre.

Ich glaube, dass mich diese beiden Phasen meiner Ausbildung auf unterschiedliche Weise geprägt haben. Das Leben im Internat an der Aydın Fen Lisesi hat mich schon in sehr jungen Jahren gelehrt, auf eigenen Beinen zu stehen, mit sehr unterschiedlichen Menschen zusammenzuleben und Teil einer starken Kultur des Teilens und der Gemeinschaft zu sein. Die ODTÜ wiederum hat eine sehr wichtige Rolle bei der Entwicklung meines kritischen Denkens gespielt. Dort habe ich nicht nur eine akademische Ausbildung erhalten, sondern eine sehr intensive Universitätserfahrung gemacht, in der Solidarität, kritisches Hinterfragen und das studentische Leben wirklich spürbar waren. Deshalb war und ist es für mich immer etwas, worauf ich stolz bin, eine ODTÜ-Absolventin zu sein.

Sakine Esen Yilmaz: Du hast in der Türkei Betriebswirtschaftslehre studiert und bist später in den Medienbereich gewechselt. Was hat dich zu diesem Wechsel motiviert?

Duygu Karatas: Eigentlich begann mein Interesse an den Sozialwissenschaften, an Literatur und intellektueller Arbeit schon sehr früh. Meine schulische Ausbildung war allerdings vollständig naturwissenschaftlich-mathematisch ausgerichtet. Ich wurde unter den besten 200 Schülerinnen und Schülern der Türkei an der Aydın Fen Lisesi aufgenommen und schloss die Schule mit der Höchstpunktzahl ab. Trotzdem konnte ich mir nie vorstellen, mich in Berufen wie Medizin oder Ingenieurwesen wiederzufinden.

Das damalige türkische Hochschulzugangssystem machte es Schülerinnen und Schülern jedoch ausgesprochen schwer, sich außerhalb des Bereichs zu orientieren, in dem sie ausgebildet worden waren. Als Absolventin des mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweigs hätte ich bei der Wahl eines sozialwissenschaftlichen Fachs wie Soziologie, Philosophie oder Kommunikationswissenschaften erhebliche Einbußen bei meiner schulischen Zulassungspunktzahl hinnehmen müssen. Hinzu kam, dass den Sozialwissenschaften in der Türkei nicht die Bedeutung beigemessen wurde, die sie meiner Meinung nach verdienen. Dass eine erfolgreiche Schülerin eines naturwissenschaftlichen Gymnasiums statt Medizin oder Ingenieurwissenschaften eines dieser Fächer wählen wollte, war damals alles andere als selbstverständlich. Allein die Tatsache, dass ich nicht Ärztin werden wollte, führte in meiner Familie zu ernsthaften Auseinandersetzungen.

Dabei gehörten Philosophie, Literatur und Politik längst zu meinem Leben. In der Mittel- und Oberstufe schrieb ich Gedichte und Essays, gab gemeinsam mit Freundinnen und Freunden eine Schülerzeitschrift heraus und nahm an Lyrikabenden und Bühnenprojekten teil. Über Menschen, Gesellschaft und Kultur nachzudenken, hat mich immer stärker begeistert. Unter diesen Bedingungen erschien mir die Betriebswirtschaftslehre als ein Fach, in dem ich sowohl meine mathematische Ausbildung nutzen als auch den Sozialwissenschaften näher sein konnte.

Nach meinem Abschluss an der ODTÜ arbeitete ich in der Privatwirtschaft bei Unternehmen wie Land Rover, Ülker und Nivea und später bei Elit Çikolata. Besonders meine Erfahrungen im Marketing und in der Werbung brachten mich dazu, über Kommunikation und Medien nicht nur in ihrer kommerziellen, sondern zunehmend auch in ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Dimension nachzudenken. Mich interessierte immer stärker, wie Konsum gefördert wird, mit welchen Kommunikationsstrategien Präferenzen geformt werden und wie Institutionen Beziehungen zu Menschen herstellen. Irgendwann merkte ich, dass ich diese Prozesse nicht länger nur praktisch umsetzen, sondern aus einer kritischen Perspektive verstehen und erforschen wollte. Gleichzeitig liebte ich es zu schreiben, zu recherchieren und nachzudenken – und stellte fest, dass ich sowohl den Austausch von Ideen als auch das Lehren und Lernen sehr liebe. So begann ich zu erkennen, dass die akademische Welt und insbesondere die Medien- und Kommunikationswissenschaften viel besser zu mir passten.

Ein entscheidender Wendepunkt war schließlich meine Entscheidung, mit einem Stipendium für meinen Master nach London zu gehen. Ich bewarb mich aus der Privatwirtschaft heraus erfolgreich um das Jean-Monnet-Stipendium der Europäischen Union und begann damit mein Masterstudium in Media and Communications an der City University London. So führte mich mein Weg von Betriebswirtschaft und Marketing zu kritischen Medien- und Kommunikationswissenschaften und schließlich in die akademische Welt.

Als meine Noten sehr gut ausfielen, ermutigten mich meine Professorinnen und Professoren dort, in der Wissenschaft zu bleiben. An der University of Westminster promovierte ich anschließend mit einem Vollstipendium der Universität am Communication and Media Research Centre über soziale Medien und soziale Bewegungen und arbeitete gleichzeitig als Forscherin. Während meiner Promotion unterrichtete ich sowohl an der University of Westminster als auch am London College of Communication der University of the Arts London. Die „Küche“ eines Arbeitsfeldes aus eigener Erfahrung zu kennen und anschließend darüber zu lehren, hat mir immer besonders viel Freude gemacht. Außerdem glaube ich fest daran, dass wir in der Wissenschaft Theorie und Praxis miteinander verbinden müssen – und an die Bedeutung von Praxis.

Sakine Esen Yilmaz: Im Jahr 2012 wurdest du bei den Kristal-Elma-Awards mit dem Großen Preis ausgezeichnet. Kannst du uns etwas darüber erzählen?

Duygu Karatas: Zunächst möchte ich betonen, dass dies natürlich kein Preis war, den ich als Einzelperson erhalten habe. Damals arbeitete ich als Brand Managerin bei Elit

Çikolata und wir waren ein ziemlich kleines Team. Ich war die toxischen, verdeckten sozialen Beziehungen, die häufig unter dem Begriff „Unternehmenskultur“ laufen, ziemlich leid und hatte nie das Gefühl, in eine solche Kultur zu gehören. Elit Çikolata war dagegen ein kleineres Unternehmen, das gerade wuchs und sich mitten in einem Markenbildungsprozess befand. Unser Marketing Manager Tolga Halimoğlu und ich als Brand Managerin entwickelten die Strategien. Gleichzeitig hatten wir die Gelegenheit, mit der Werbeagentur Konsept zusammenzuarbeiten.

Insbesondere mit der Kampagne für Elit Milo Draje gewannen wir 2012 bei den Kristal-Elma-Awards den Großen Preis in der Kategorie „Multimediale Kampagnen und Kampagnen“. Im selben Zeitraum erhielten wir sieben weitere Kristal Elma; außerdem gehörte auch ein Effie zu den Preisen, die wir damals gewannen.

Die Zeit bei Elit Çikolata war für mich besonders wichtig, weil ich zuvor in großen Unternehmen gearbeitet hatte, in denen die Grenzen kreativer Freiheit innerhalb der Unternehmensstrukturen naturgemäß deutlicher waren. Bei Elit arbeiteten wir dagegen in einer viel kleineren und flexibleren Struktur. Ich konnte unmittelbar an sehr unterschiedlichen Phasen eines Prozesses beteiligt sein – von der Produktentwicklung über die Auswertung von Verbraucherfeedback bis zur Entwicklung einer Werbekampagne und der Kommunikationssprache der Marke. Da auch unsere Führungskräfte offen für kreative Ideen waren, hatten wir einen erstaunlich großen Handlungsspielraum.

Die Milo-Kampagne war eines der schönsten Beispiele dafür. Der Slogan unserer Agentur fasste diesen Ansatz wunderbar zusammen: „Anfänger in der Werbung, Meister in Schokolade.“ Dass wir als kleine Marke in einem Wettbewerb, in dem sehr viel größere Marken und Agenturen vertreten waren, den Großen Preis gewannen, machte die Sache für uns natürlich noch aufregender.

Für mich war diese Erfahrung außerdem eine Gelegenheit, zwei unterschiedliche Seiten der Werbewelt aus nächster Nähe kennenzulernen. Auf der einen Seite stand der Wunsch der Agenturen, kreative Ideen zu entwickeln, die manchmal fast an künstlerische Produktion heranreichen; auf der anderen Seite standen selbstverständlich die Erwartungen der Marken hinsichtlich Verkauf, Markt und wirtschaftlicher Ergebnisse. Als Brand Managerin bestand meine Aufgabe häufig darin, zwischen diesen beiden Welten ein Gleichgewicht herzustellen. Eine Idee musste nicht nur kreativ sein; man musste auch vermitteln können, welchen Beitrag sie zur Marke und zum Produkt leistete.

Deshalb ist diese Zeit für mich nicht nur wegen der Preise wertvoll. Sie war auch für meine eigene Entwicklung enorm wichtig. Ich konnte sowohl in der Produktentwicklung als auch im Markenmanagement und in der Werbung kreativ arbeiten und gleichzeitig die „Küche“ der Werbeproduktion sehr genau kennenlernen. Als ich mich später wissenschaftlich den Medien- und Kommunikationswissenschaften zuwandte, merkte ich, wie sehr mir diese Erfahrung eine andere Perspektive ermöglicht hatte.

Sakine Esen Yilmaz: Künstliche Intelligenz ist innerhalb sehr kurzer Zeit zu einem festen Bestandteil unseres Lebens geworden. Du beschäftigst dich auch wissenschaftlich mit generativer KI. Was möchtest du dazu sagen?

Duygu Karatas: Künstliche Intelligenz ist tatsächlich innerhalb sehr kurzer Zeit zu einem untrennbaren Bestandteil unseres Alltags geworden. Ich beschäftige mich seit einiger Zeit mit ihren gesellschaftlichen Auswirkungen. Im vergangenen Jahr habe ich an der Universität Siegen begonnen, eine von Grund auf neu entwickelte Lehrveranstaltung mit dem Titel *The Sociology of AI* zu unterrichten. Darin behandeln wir KI nicht lediglich als technologische Entwicklung, sondern als ein Phänomen, das nahezu sämtliche Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens verändert – von Wirtschaft und Arbeitswelt über Kunst und kulturelle Produktion bis hin zu Politik, Psychologie und unseren persönlichen Beziehungen. Diese Lehrveranstaltung vorzubereiten und gemeinsam mit den Studierenden durchzuführen, war auch für mich außerordentlich lehrreich.

Ich denke, dass wir uns tatsächlich mitten in einem Paradigmenwechsel befinden und dass künstliche Intelligenz eine der wichtigsten Dynamiken dieses Wandels darstellt. Gerade deshalb bin ich überzeugt, dass wir die Frage der KI nicht allein Technologieunternehmen, der Wirtschaft oder politischen Entscheidungsträgern überlassen dürfen. Soziologinnen und Soziologen, Medien- und Kommunikationswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, Juristinnen und Juristen, Philosophinnen und Philosophen, Künstlerinnen und Künstler sowie unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen müssen mitentscheiden können, wie diese Transformation gestaltet wird. Denn wir diskutieren hier nicht nur darüber, wie eine neue Technologie eingesetzt werden soll. Es geht darum, wie wir arbeiten, wie wir Wissen erwerben, wem und was wir vertrauen, wie wir Beziehungen führen und zunehmend sogar darum, wie wir Entscheidungen treffen.

Die Transformation durch künstliche Intelligenz wird häufig mit der Industriellen Revolution verglichen. Ich glaube jedoch, dass wir an einer ganz anderen Schwelle stehen. Wie Yuval Noah Harari auch in seinem Buch *Nexus* diskutiert, haben wir es nicht einfach mit einem neuen technologischen Werkzeug zu tun, sondern mit Systemen, die unsere Prozesse der Wissensproduktion und Entscheidungsfindung grundlegend verändern können. Denn KI betrifft nicht nur die Automatisierung körperlicher Arbeit; sie wird zunehmend Teil von Wissensproduktion, kultureller Produktion, Kreativität, Urteilsbildung und Entscheidungsprozessen.

Wir sprechen daher von enormen Möglichkeiten – gleichzeitig stehen wir vor ebenso großen gesellschaftlichen, ethischen und politischen Fragen. Die Bilanz der vergangenen 150 Jahre zeigt uns, dass die Prüfungen, vor die uns technologischer Fortschritt gestellt hat, insbesondere für die Erde, die Umwelt und die Natur nicht besonders gut ausgegangen sind. Gleichzeitig erleben wir Veränderungen in einer Geschwindigkeit, die um ein Vielfaches höher ist als die evolutionäre Geschwindigkeit unserer Spezies.

Sehr eindrücklich finde ich in diesem Zusammenhang auch Hararis Verweis in *Nexus* auf Goethes Ballade *Der Zauberlehrling* von 1797. Darin setzt der Lehrling eine Kraft in Bewegung, deren Anwendung er zwar gelernt hat, die er anschließend aber weder

kontrollieren noch stoppen kann. Für mich stellt sich in der Debatte über künstliche Intelligenz eine ähnliche Frage: Wir müssen nicht nur darüber nachdenken, was wir technologisch tun können, sondern auch darüber, was wir tun sollten und wie wir mit den Folgen der Kräfte umgehen, die wir in Gang setzen.

In diesem Sinne geht es längst nicht mehr nur darum, immer mehr Wissen oder immer größere technologische Kapazitäten zu produzieren. Wir brauchen eine Form kollektiver Weisheit, die uns in die Lage versetzt zu entscheiden, zu welchen Zwecken und auf Grundlage welcher gesellschaftlichen Werte wir diese Möglichkeiten einsetzen wollen.

Was künstliche Intelligenz betrifft – oder genauer gesagt die Frage, was unsere gegenwärtige Gesellschaft mit ihr machen wird –, bin ich durchaus besorgt. Zwischen der Geschwindigkeit technologischer Entwicklung und der Geschwindigkeit demokratischer Institutionen, des Rechts und gesellschaftlicher Debatten entsteht eine immer größere Lücke. Und all das geschieht zu einem Zeitpunkt, an dem öffentliche Kommunikation ohnehin bereits durch Bots, Trolle, Desinformation und unterschiedliche Formen der Manipulation massiv herausgefordert wird. Es wird zunehmend schwieriger zu unterscheiden, was real und was synthetisch ist, was eine organische gesellschaftliche Reaktion und was eine organisierte Intervention darstellt.

Deshalb lautet für mich die zentrale Frage der kommenden Jahre nicht nur: „Was kann künstliche Intelligenz?“, sondern vielmehr: „Was für eine Gesellschaft wollen wir mit künstlicher Intelligenz schaffen?“

Wenn es uns gelingt, neben unseren technologischen Fähigkeiten auch gesellschaftliche Verantwortung, demokratische Kontrolle und gemeinsame Werte hinsichtlich des menschlichen Lebens mit derselben Geschwindigkeit weiterzuentwickeln, können wir von den außergewöhnlichen Möglichkeiten der KI profitieren. Andernfalls riskieren wir eine Zukunft, in der wir technologisch außerordentlich mächtig, gesellschaftlich jedoch unvorbereitet sind – und deren Konsequenzen womöglich weit schwerer vorhersehbar sind, als wir heute glauben.

Sakine Esen Yilmaz: Mit welchen Themen möchtest du deine wissenschaftliche Arbeit in Zukunft fortsetzen?

Duygu Karatas: Derzeit arbeite ich an der Universität Siegen im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereichs „Transformationen des Populären“ (Transformations of the Popular). Im Zentrum meiner Forschung steht die Frage, wie Popularität und öffentliche Meinung in der heutigen Mediumgebung hergestellt, gelenkt und transformiert werden. Insbesondere untersuche ich, wie digitale Plattformen, neue Medienformate und technologische Entwicklungen wie künstliche Intelligenz unsere Wahrnehmung von Realität sowie unsere Vorstellungen davon prägen – oder gezielt prägen –, was als populär gilt.

Wir betrachten dies gewissermaßen als eine Frage der „Fabrikation von Meinung“ (*fabrication of opinion*).

In meiner Forschung ist mir ein interdisziplinärer Ansatz besonders wichtig. Ich glaube, dass Medien- und Kommunikationswissenschaften an der Schnittstelle von Soziologie, Politikwissenschaft und Psychologie gedacht werden müssen. Denn Manipulation findet nicht nur auf einer einzigen Ebene statt. Neben den eingesetzten Technologien und Medienformaten müssen wir fragen, zu welchen Zwecken sie verwendet werden, welche Gruppen sie adressieren und wie sie unsere individuellen und kollektiven Wahrnehmungen beeinflussen. Mich interessiert daher nicht nur, was manipuliert wird, sondern ebenso, durch welche Mechanismen Manipulation funktioniert.

In diesem Zusammenhang möchte ich insbesondere meine Forschung zur Rolle künstlicher Intelligenz in Popularisierungsprozessen fortsetzen. Die Tatsache, dass generative KI die Produktion von Inhalten in einem außergewöhnlichen Maße erleichtert, dass synthetische Inhalte immer weiter verbreitet werden und die Grenzen zwischen realen und künstlich erzeugten Inhalten zunehmend verschwimmen, wirft fundamentale Fragen für die Entstehung öffentlicher Meinung auf.

Ein weiteres Thema, an dem ich derzeit arbeite, ist die Popularisierung der *Manosphere* und insbesondere der *Red-Pill*-Kultur auf Social-Media-Plattformen. Ich untersuche, wie das sich wandelnde Medienökosystem im Zusammenspiel mit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen die Verbreitung neuer beziehungsweise neu formierter patriarchaler Diskurse über Frauen ermöglicht. Frauenforschung ist für mich ein wichtiges Forschungsfeld. Insbesondere die Frage, wie Online-Misogynie aus marginalen digitalen Gemeinschaften herauswandert und Teil einer breiteren Populärkultur wird, sollte meines Erachtens sowohl für die Wissenschaft als auch für Institutionen und politische Entscheidungsträger ein wichtiges Thema sein.

Wir leben in einer Zeit, in der technologische Systeme zunehmend nicht nur beeinflussen, welche Informationen wir sehen, sondern auch, was wir für real, vertrauenswürdig oder populär halten. Besonders wichtig finde ich deshalb die Frage, wie diese Prozesse die Wahrnehmung der politischen und gesellschaftlichen Welt jüngerer Generationen verändern.

Generell begeistern mich empirische Forschungsprojekte, die unmittelbar von aktuellen gesellschaftlichen Ereignissen ausgehen. Anstatt Transformationen erst Jahre nach ihrem Abschluss zu untersuchen, beobachte ich sie lieber während sie stattfinden, sammle ihre Daten und versuche, sie in diesem Prozess zu verstehen. Auch künftig möchte ich deshalb an dieser Schnittstelle von Technologie, Medien, Popularität, Politik und Sozialpsychologie weiterarbeiten.

Sakine Esen Yilmaz: Neben deiner wissenschaftlichen Arbeit schreibst du auch für verschiedene Zeitungen. Was kannst du uns darüber erzählen?

Duygu Karatas: Ich fand es immer wichtig, dass wissenschaftliche Arbeit nicht innerhalb der akademischen Welt verbleibt und dass wir das Wissen, das wir produzieren, mit einer breiteren Öffentlichkeit teilen. Deshalb habe ich insbesondere während meiner Promotionszeit in der Türkei für Plattformen wie BirGün und BiaNet geschrieben, deren journalistische Arbeit und öffentliche Haltung ich schätze. Menschen in einer anderen

Sprache und Form erreichen zu können, die ein wissenschaftlicher Artikel niemals erreichen würde, halte ich gerade für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler für eine wichtige Verantwortung.

Ich würde allerdings auch sagen, dass ich damals politisch und gesellschaftlich hoffnungsvoller war als heute. Insbesondere nach 2016 wurden meine Texte zunehmend seltener. Ich glaube, dass dies nicht nur mit persönlichen Entscheidungen zu tun hatte, sondern auch mit einem Klima der Hoffnungslosigkeit, einer zunehmend verrohten und polarisierten politischen Ökologie sowie mit der immer stärkeren Einschränkung von Presse- und Meinungsfreiheit in der Türkei und in anderen Teilen der Welt. In solchen Zeiten wird auch Selbstzensur zunehmend Teil öffentlicher Kommunikation.

Ganz aufgehört zu schreiben habe ich dennoch nicht. Ich schrieb weiterhin für verschiedene wissenschaftliche Blogs und andere Plattformen. Gleichzeitig habe ich beobachtet, wie grundlegend sich der Medienkonsum selbst verändert hat. Lange Zeitungstexte und Analysen erreichen nicht mehr dieselben breiten Publika wie früher; Menschen beziehen Informationen zunehmend über kürzere und andere Formate. Wir leben vielleicht in einer Zeit, in der McLuhans Satz „The medium is the message“ verständlicher ist denn je. Wenn wir wissenschaftliches Wissen heute öffentlich vermitteln wollen, müssen wir deshalb nicht nur neu darüber nachdenken, was wir sagen, sondern auch, in welchem Format wir es sagen. Auch ich möchte in Zukunft stärker mit unterschiedlichen Formen öffentlicher Kommunikation und neuen Formaten experimentieren.

Meine älteren Texte heute wieder zu lesen, ist für mich eine ausgesprochen interessante Erfahrung. Von Debatten über kulturelle Hegemonie in der Türkei bis zur politischen Kommunikation ist es zugleich wichtig und traurig zu sehen, wie sich anhand damals wenig ernst genommener Randfiguren und der politischen Funktionalität des Begriffs „Takiyye“ bereits 2015 und 2016 Entwicklungen der heutigen politischen Situation lesen ließen. Auch über die Annäherung der politischen Kommunikation der Opposition an die Ideologie der Regierung und über Zensurmechanismen habe ich damals geschrieben – also über viele Themen, über die wir heute noch diskutieren.

Wenn ich beispielsweise meine Texte über Meinungsfreiheit und mediale Zensurmechanismen anhand des Falls der „Ayşe Öğretmen“ oder über die Lynchjustiz-Kultur in den sozialen Medien im Jahr 2015 heute wieder lese, erkenne ich darin Spuren totalitärer Tendenzen, die erst später sehr viel sichtbar wurden.

Das meine ich selbstverständlich nicht als Behauptung, ich hätte „die Zukunft vorhergesehen“. Im Gegenteil: Für mich zeigt sich genau darin der Wert der Sozialwissenschaften. Wie Alberto Melucci in seinen Arbeiten über soziale Bewegungen deutlich macht, können gesellschaftliche Phänomene, die heute noch marginal oder klein erscheinen, Vorboten von Transformationen sein, die erst später deutlich sichtbar werden. Soziologische Analyse kann uns dabei helfen, anhand vorhandener Daten und gesellschaftlicher Signale Veränderungen wahrzunehmen, bevor sie vollständig sichtbar geworden sind.

Vielleicht interessiert mich gerade deshalb die Debatte um *Post-Truth*, also das postfaktische Zeitalter, heute besonders. In einer Zeit, in der wissenschaftliches Wissen, Expertise und Fakten zunehmend infrage gestellt werden und politische und emotionale Narrative bisweilen stärker wirken als Tatsachen, ist die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit und öffentlicher wissenschaftlicher Kommunikation meines Erachtens nicht geringer, sondern größer geworden. Wir müssen allerdings Wege finden, dies unter den Bedingungen der neuen Mediumgebung zu tun.

Sakine Esen Yilmaz: Neben deiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigst du dich auch mit Theater und Sprecherarbeit. Kannst du uns etwas darüber erzählen?

Duygu Karatas: Wenn ich nicht so gut in Mathematik und Naturwissenschaften gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich Künstlerin geworden. Denn wenn man im Bildungssystem in einem bestimmten Bereich besonders erfolgreich ist, wird man von seinem Umfeld ganz selbstverständlich dazu ermutigt, diesen Weg weiterzugehen. Dabei entdeckt man andere Fähigkeiten oder andere Möglichkeiten, sich selbst auszudrücken, manchmal erst sehr viel später.

Ich sage deshalb manchmal scherzhaft zu meinem Umfeld: „Manchmal wünschte ich, mein Kopf wäre einfach nicht so gut für Mathe gewesen.“ Leider steckt in diesem Scherz durchaus ein Körnchen Wahrheit.

Dabei gehörte Kunst schon seit meiner frühen Kindheit zu meinem Leben. Obwohl ich in einer kleinen Stadt aufgewachsen bin, hatte ich eine Kindheit, die stark von Kunst und Kultur geprägt war. Dazu trug sicherlich auch bei, dass mein Vater Leiter eines Halkevi, eines Volkshauses, war. Damals kamen Tourneetheater auch in kleinere Städte und Landkreise, und es wurden Konzerte und verschiedene kulturelle Veranstaltungen organisiert. So hatte ich beispielsweise mehrfach die Gelegenheit, große Künstler wie Genco Erkal auf der Bühne zu erleben.

Schon früh begann ich mich für Literatur, Lyrik, Theater und Musik zu interessieren. Während meiner Schulzeit nahm ich an Lyrikabenden und Theaterprojekten teil und war in Chor-, Volksmusik- und Tanzgruppen aktiv. Auch wenn mein akademischer Lebensweg schließlich in eine andere Richtung führte, ist die Kunst deshalb nie wirklich aus meinem Leben verschwunden.

Ich glaube, dass Kunst eine der befreiendsten Möglichkeiten ist, die wir Menschen haben, um uns auszudrücken. Gerade in Zeiten, in denen wir uns eingeengt, unter Druck oder hilflos fühlen, können wir durch Kunst vieles ausdrücken, wofür uns in der wissenschaftlichen oder alltäglichen Sprache manchmal die Worte fehlen. Manchmal glaube ich sogar, dass Kunst gesellschaftliche und emotionale Veränderungen viel früher erspürt, als die Wissenschaft sie begrifflich erfassen kann. Wissenschaft gibt uns sehr starke Instrumente, um zu analysieren und zu verstehen; Kunst ermöglicht uns dagegen, dieselben Dinge nicht nur zu verstehen, sondern zu fühlen.

Auch hier, in Deutschland, ist die Kunst zu einem der wichtigsten Wege geworden, mit meiner Einsamkeit, meinen Sorgen um meine Heimat und meinen existenziellen Ängsten

umzugehen. Ich habe verstanden, dass Kunst für mich nicht nur eine Form des Ausdrucks ist, sondern auch eine Möglichkeit, mich am Leben festzuhalten und die Verbindung zu mir selbst wiederzufinden.

Zwischen Kunst und Wissenschaft gibt es für mich deshalb keine scharfe Grenze. In meiner akademischen Arbeit habe ich mich auch mit kollektiver Identität, sozialen Bewegungen und gesellschaftlichem Gedächtnis beschäftigt. Ich glaube, dass Erinnerung nicht nur durch wissenschaftliche Texte weitergegeben wird, sondern ebenso durch Geschichten, Stimmen, Bilder und Performances. Eine gesellschaftliche Erfahrung, für deren Beschreibung eine Wissenschaftlerin vielleicht Dutzende Seiten benötigt, kann eine Theaterszene manchmal innerhalb weniger Minuten sehr viel unmittelbarer vermitteln. Diese Kraft finde ich faszinierend und befreiend.

Heute setze ich diese Leidenschaft durch Theater- und Sprecherarbeit fort. In Köln arbeiten wir im Rahmen von TOVAK an Theater- und Bühnenprojekten. Dort hatte ich die Möglichkeit, mit sehr wertvollen Menschen aus Theater und Wissenschaft zusammenzuarbeiten. Eines dieser Projekte ist „Hatırlayamadıklarımız“ unter der Leitung von Zehra İpşiroğlu. Darin beschäftigen wir uns mit Themen wie häuslicher Gewalt, sexuellem Missbrauch und Kindesmissbrauch – Themen, über die zu sprechen außerordentlich schwierig ist, denen wir uns als Gesellschaft aber stellen müssen. Besonders wertvoll ist für mich, dass das Projekt nicht dabei stehen bleibt, Trauma sichtbar zu machen, sondern auch einen Raum schafft, um über Erinnerung, Konfrontation und Heilung nachzudenken.

Gleichzeitig setzen wir unsere Arbeit in den Bereichen Theater, Radio und Sprecherarbeit fort. Für mich fühlen sich diese Tätigkeiten eigentlich nicht wie ein „Hobby“ an, das von meinem akademischen Leben getrennt wäre. Im Gegenteil: Im Laufe der Jahre habe ich immer stärker das Gefühl bekommen, dass Bereiche, die zunächst weit voneinander entfernt erscheinen, einander zunehmend näherkommen. Fragen von Erinnerung, Gesellschaft, Medien, Emotionen und menschlichen Beziehungen, die ich wissenschaftlich zu verstehen versuche, kann ich durch die Kunst auf eine andere Weise erfahren.

Und meine Stimme tatsächlich zu benutzen, fühlt sich für mich – als Frau, die versucht, in einem neuen Land frei zu sein – beinahe wie der physische Beweis dafür an, dass ich meine eigene Stimme gefunden habe. Das ist für mich sehr kostbar.

Ich glaube sehr an die heilende und befreiende Kraft der Kunst. Nicht jeder Mensch muss selbst Kunst produzieren. Aber schon ein guter Betrachter, eine gute Leserin oder ein aufmerksamer Zuhörer von Kunst zu sein, kann die Art bereichern, wie wir sowohl mit uns selbst als auch mit den Erfahrungen anderer Menschen in Beziehung treten.

Für mich ist Kunst weniger eine Imitation des Lebens als etwas, das aus dem Leben selbst hervorgeht und uns ermöglicht, es neu zu deuten. Deshalb war sie wohl immer Teil meines Lebens – und wird es wohl auch immer bleiben.

Sakine Esen Yilmaz: Gibt es noch etwas, das du hinzufügen möchtest?

Duygu Karatas: In letzter Zeit ist Freiheit zu einem der Begriffe geworden, über die ich sowohl im Hinblick auf mein eigenes Leben als auch auf gesellschaftliche Entwicklungen am meisten nachdenke. Vielleicht begreifen wir den Wert der Freiheit gerade in Zeiten besonders deutlich, in denen die Möglichkeit, sie zu verlieren, immer sichtbarer wird. Als eine Frau, die fern von ihrer Heimat allein lebt, spüre ich die Frage der Freiheit auch in meinem eigenen Leben sehr unmittelbar – wie viele Menschen, die auf der Suche nach Freiheit ihre Heimat verlassen haben und für diese Freiheit einen Preis zahlen.

Wir leben in einer Zeit, in der unsere Freiheit jeden Tag in unterschiedlichen Bereichen neu begrenzt wird, in der sich die Grenzen der Freiheit verschieben und mitunter sogar fließend werden. Während in vielen Teilen der Welt weiterhin grundlegendste Freiheitsrechte verletzt werden, sind zugleich auch wir in unserem Alltag zunehmend bereit, einen Teil unserer Freiheit gegen Komfort, Sicherheit oder Bequemlichkeit einzutauschen.

Vielleicht ist es genau das, was mich am meisten beschäftigt: Während wir uns als Spezies zunehmend von der Technologie und den von uns selbst geschaffenen Systemen entfremden, fällt es uns immer schwerer zu unterscheiden, wie viel von dem, was wir für Freiheit halten, tatsächlich Freiheit ist – und wie viel davon lediglich eine Illusion von Freiheit, die uns angeboten wird. Manchmal wird uns unsere Freiheit nicht einmal genommen; wir geben sie im Austausch für Komfort mit unseren eigenen Händen preis.

Ich glaube, dass unsere Generation in dieser Hinsicht eine außergewöhnliche historische Epoche erlebt. Wir wurden in eine analoge Welt hineingeboren und haben erlebt, wie das Internet, soziale Medien, Smartphones und nun künstliche Intelligenz ins Zentrum unseres Alltags gerückt sind. Technologische und gesellschaftliche Transformationen, die sich in der Menschheitsgeschichte früher über sehr viel längere Zeiträume erstreckten, erleben wir innerhalb weniger Jahrzehnte unmittelbar hintereinander. Das eröffnet unglaubliche Möglichkeiten, erzeugt aber zugleich eine Transformation, die individuell wie gesellschaftlich ausgesprochen schwer zu bewältigen ist.

Einer der grundlegenden Widersprüche, die mich dabei beschäftigen, ist folgender: Während uns Technologie mehr Möglichkeiten und Handlungsspielräume bietet als je zuvor, müssen wir gleichzeitig angesichts von Überwachung, Manipulation, algorithmischer Steuerung und zunehmend enger werdenden öffentlichen Räumen die Grenzen unserer Freiheit neu diskutieren. Vielleicht lautet deshalb eine der grundlegendsten Fragen unserer Zeit ganz einfach – auch wenn sie alles andere als einfach zu beantworten ist: Wie frei sind wir eigentlich?

Freiheit ist selbstverständlich kein ausschließlich gegenwärtiges Thema. Von Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, bis zur Wissenschaft, Kunst und politischen Geschichte der Menschheit erkennen wir eine tiefe Verbindung zwischen Wissen und Freiheit. Der Mensch hat immer wieder versucht, Grenzen zu überschreiten, um zu wissen, zu erschaffen, zu hinterfragen und über das eigene Leben bestimmen zu können.

Das Paradoxe unserer Gegenwart besteht darin, dass unser Zugang zu Wissen und Technologie in einem nie dagewesenen Ausmaß wächst, während wir gleichzeitig immer weniger sicher sein können, ob uns all dies tatsächlich freier macht.

Deshalb glaube ich, dass unsere Zukunft nicht nur mehr Wissen oder weiterentwickelte Technologien braucht, sondern vor allem Weisheit, die uns zeigt, was wir mit ihnen anfangen sollen. Freiheit sollten wir dabei nicht lediglich als die individuelle Möglichkeit verstehen, tun zu können, was wir wollen. Wir müssen sie gemeinsam mit einer Verantwortung denken, die alle Lebewesen, die Welt, aus der wir kommen, die Natur und unsere eigene Natur, die Freiheit anderer Menschen, die menschliche Würde und unser gemeinsames Leben schützt.

Vielleicht kann ich letztlich alles, was ich gesagt habe, in zwei Begriffen zusammenfassen: Freiheit und Weisheit.

Ich hoffe, dass es uns als Menschheit gelingt, die große Transformation, vor der wir stehen, zu bewältigen, ohne unsere Freiheit aufzugeben – und indem wir Wissen in Weisheit verwandeln.

Und auch in meinem eigenen Leben versuche ich, dafür eine ganz bescheidene Form zu finden: als eine freie Weise oder eine weise Freie zu leben.